

Die allerletzte Station seiner Philosophiegeschichte der Liebe mit Marcel Proust (gest. 1922) anzusetzen, könnte als eine kleine Flucht aus den Verwirrungen der Postmoderne gedeutet werden – die May nicht nötig hätte, fasst er doch die komplexen Theoriegebäude eines Aristoteles, Spinoza oder Friedrich Nietzsche in präziser und auch außerhalb eines philosophisch gebildeten Kreises gut nachvollziehbarer Weise zusammen. Das Buch lenkt die Aufmerksamkeit gezielt auf ausgewählte Stationen einer Geschichte der Liebe. LeserInnen können damit bekannte westliche Philosophen unter einer anderen Perspektive betrachten und die von Simon May zusammengelegten Fäden in Forschungen oder auch persönlichen Vorstellungen über das Verwurzelte in der Liebe weiterspinnen – und vor allem auch geschlechtergeschichtlich deuten.

Brigitte Semanek, Wien

Luisa Passerini, Liliana Ellena u. Alexander C. T. Geppert Hg., **New Dangerous Liaisons. Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century** (= Making Sense of History. Studies in Historical Cultures 13), New York/Oxford: Berghahn Books 2010, 323 S., EUR 74,99, ISBN 1-978-84545-736-5.

Liebe ist politisch. Diese Binsenweisheit der Frauenforschung kommt in der allgemeinen Geschichte nur langsam an, obwohl das dringend geboten wäre. Denn feministische Wissenschaftlerinnen versuchten seit den 1980er Jahren zwar, den Einfluss von Politik auf Liebe nachzuzeichnen. Nach Arlie Hochschild etwa hatten Frauen der nordamerikanischen Dienstleistungsgesellschaft des späten 20. Jahrhunderts eine regelrechte „Gefühlsarbeit“ zu leisten, die sie von ihren eigentlichen Gefühlen entfremdete. Zumindest implizit setzte Hochschild damit ein vorgesellschaftliches Fühlen voraus, das erst in einem zweiten Schritt durch äußere Eingriffe überformt wurde – dieser Überformung galt die Kritik.¹ Ebenso wichtig aber ist, in umgekehrter Perspektive nach dem Einfluss von Liebe auf Politik zu fragen und dabei die Dichotomisierung von vermeintlich echten Gefühlen im Inneren des Individuums versus extern oktroyierten Gefühlsansprüchen zu historisieren. Pionierin einer solch breit angelegten Politikgeschichte der Liebe ist Luisa Passerini, die nun zusammen mit Liliana Ellena und Alexander C. T. Geppert einen Sammelband über „Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century“ herausgegeben hat. Das Buch versammelt Beiträge von MitarbeiterInnen und Gästen des am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen angesiedelten Forschungsprojektes „Europe: Emotions, Identities, Politics“, das Passerini mehrere Jahre geleitet hat.

Wie schon in ihren früheren Publikationen,² geht es der Historikerin um die Deonstruktion und Historisierung der vertrackten Beziehung zwischen europäischer Identität und romantischer Liebe – eine Agenda, die sie in der Einleitung gewohnt elegant und souverän kartographiert. Passerinis Kritik gilt der im Zeitalter der Aufklärung in europäischen Diskursen aufkommenden Anmaßung, es gebe einen „sense of belonging to Europe“, welcher der romantischen Liebe entspreche, die sich wiederum ausschließlich im modernen Europa herausgebildet habe (1). „Europeanness“ schloss in dieser Perspektive die Fähigkeit zu einer Form der Liebe ein, der ein hohes Maß an Gefühl und Wertschätzung der Frau innewohnte (1). Liebesbeziehungen zu Nicht-EuropäerInnen wurden dagegen auf deren sexuelle Dimension reduziert und abgewertet. Damit übernahm ein vordergründig privates Gefühl eine öffentliche Funktion und avancierte zu einem Distinktionsmerkmal Europas über andere Kontinente. Diesem Eurozentrismus der Liebe soll der Band auf den Leib rücken, zugleich aber auch gegenläufig fragen, inwiefern sich europäische Identität doch auf bestimmte Formen des Liebens stützte. Es verwundert, dass Passerini nicht dezidierter nach europäischen Identitäten im Plural fragt, aber ansonsten ist die Agenda des Bandes überzeugend abgesteckt.

In dem auf die Einleitung folgenden und besonders gelungenen ersten Buchabschnitt präsentieren teilweise sehr namhafte AutorInnen verschiedene „Points of Reference“ einer Geschichte der Liebe, die auch jenseits der spezifischen Agenda des Sammelbandes grundlegend sind. Jack Goody zieht souverän gegen das Diktum zu Felde, romantische Liebe sei exklusiv europäisch, indem er überblicksartig demonstriert, inwiefern Liebeskonzeptionen im Islam, Judentum und im Hinduismus, in Asien und in Afrika ebenfalls der Anspruch an die (Wahl-)Freiheit und Gleichheit der Liebenden innewohnte. William M. Reddy dagegen versucht ebenso kenntnisreich, aber gerade umgekehrt, europäische Besonderheiten herauszuarbeiten. Für sein Verständnis von romantischer Liebe sind Exklusivität und Reziprozität konstitutiv – zwei Merkmale, die sich schon in mittelalterlichen Texten über höfische Liebe fanden. An der Schwelle zur Moderne wurde dieser Liebestypus an die Institution der Ehe gekoppelt und Liebe damit in ein Arrangement eingebettet, das einerseits scharf zwischen sexueller Lust und gefühlvoller Liebe im engeren Sinne unterschied, andererseits aber beide aneinander band. Genau das gilt Reddy als spezifisch europäisch, wobei der kontrastierende Vergleich mit Japan und Indien zu dünn bleibt, um ganz überzeugen zu können. Auch die folgenden Beiträge laden zum produktiven Perspektivenwechsel ein: der programmatische Aufsatz von Alf Lüdtke über die sich wandelnden Formen der Liebe zum Staat im 20. Jahrhundert, Liliana Ellenas Fallstudie über die Verflechtung von europäischer Identität, Liebe und Kolonialismus in den Texten eines

2 Luisa Passerini, *Europe in Love, Love in Europe. Imagination and Politics Between the Wars*, New York 1999; dies., *Love and the Idea of Europe*, New York 2009.

italienischen Reiseschriftstellers der Zwischenkriegszeit und Almira Ousmanovas Analyse eines russischen Films der post-sowjetischen Ära, der die Sehnsucht nach Europa als (unglückliche) Liebesgeschichte in Szene setzte.

Die beiden anderen Buchabschnitte brechen sukzessive zwei Grenzen auf, innerhalb derer geschichtswissenschaftliche Analysen des Liebens allzu leicht gefangen bleiben. Einerseits geht es um „European Borders and Cultural Differences in Love Relations“, also jenen vermeintlich kontinental-kulturellen Grenzverlauf der Liebe, der Ausgangspunkt des gesamten Bandes ist. In Fallstudien von Margarida Calafate Ribeiro, Sandra Mass, Svetlana Slapšak und Ruth Mas werden der portugiesische Kolonialismus ebenso behandelt wie Rassediskurse der Weimarer Republik, Narrative der Liebe in den Texten zentral- und osteuropäischer Schriftstellerinnen in der Zeit des Zweiten Weltkriegs und schließlich die psychoanalytische Ausdeutung der Ehe einer muslimischen Französin aus dem Maghreb mit einem nicht-muslimischen Franzosen im Paris der 1990er Jahre. Andererseits geht es um „Public and Private Loves“: Unter dieser Überschrift überwinden Marci Shore, Alexis Schwarzenbach, Alexander C. T. Geppert, Alison Sinclair und Jo Labanyi die konventionelle Beschränkung der Liebe auf die Sphäre des Privaten, wobei neben die deutsche und britische Geschichte diesmal die polnische und spanische treten, teilweise in transnationaler Perspektive.

Überzeugend vergleicht etwa Schwarzenbach transnationale Reaktionen auf die Abdankung des britischen Regenten Edward VIII., formal begründet mit dessen Wunsch, eine geschiedene US-Amerikanerin zu heiraten. Diesseits wie jenseits des Atlantiks produzierte das Schlagzeilen. Während die nord- und südamerikanische Presse bereits eine „romantic love story“ in Szene setzte, schwiegen europäische Blätter zunächst. Erst nachdem britische Zeitungen die Liaison thematisierten, schaltete sich auch die kontinentale Presse ein – im Tenor überwiegend skeptisch. Zudem erreichten den Regenten Briefe von Privatpersonen, die Edward dem VIII. Mut zusprachen, ihn manchmal aber auch harsch kritisierten. Schwarzenbach führt diese Reaktionen nicht nur auf Liebesdiskurse, Männlichkeitsideale und anti-amerikanische Stimmungen zurück, sondern auch auf emotionale Bindungen: Indem sich der König für die Liebe zu Wallis Simpson entschied, drohte er jene der Briten zu verraten.

Derart konsequent wird die in der Einleitung formulierte Agenda in wenigen Beiträgen aufgegriffen. Einige Aufsätze tippen das Thema der Liebe bloß an, anstatt sie als Forschungsgegenstand systematisch zu durchdenken, oder sie zeigen sich konzeptionell nicht auf der Höhe der inzwischen sehr elaborierten historischen Emotionsforschung. Anderen gerät Europa als Bezugspunkt aus dem Blick, sie verbleiben im nationalstaatlichen Rahmen. Zudem ist der Untertitel des Sammelbandes, „Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century“, irreführend, denn die analytisch überzeugenden Beiträge beziehen ihre Stärke oft gerade daraus, dass sie sich nicht auf eine diskursanalytische Ebene im engeren Sinne beschränken. Das gilt etwa für Geppert, der sich auf Liebesbriefe unbekannter Frauen an Adolf Hitler stützt. Anstatt diese Zeugnisse als absurd und irrational abzutun, zeigt Geppert, wie sich die Absenderinnen gleichsam in

eine Beziehung zu ‚ihrem‘ Führer hineinschrieben und dessen Handeln wie Nicht-Handeln am Maßstab einer reziproken Liebe maßen. In einigen Fällen nötigte das den Staat tatsächlich zur Reaktion, die Stalkerinnen *avant la lettre* wurden verhaftet. Die ‚Liebe‘ zu Hitler, den Geppert als frühen Rockstar fasst, wurde vom nationalsozialistischen Machtapparat also nicht nur inszeniert, sondern tatsächlich auch geschürt – und mitunter wurde sie ihm zuviel.

Inwiefern sich nun „europeaness“ über Liebe konstituierte, lässt Geppert ebenso wie zahlreiche andere AutorInnen offen. Nolens volens lässt der Band damit erahnen, dass diese Frage analytisch womöglich nicht so fruchtbar ist, wie von der ForscherInnengruppe ursprünglich erhofft. Aber obwohl – oder vielleicht gerade weil? – die in der Einleitung entwickelte Agenda nicht ganz konsequent verfolgt wird, handelt es sich um ein insgesamt hervorragendes und unbedingt empfehlenswerte Buch. Denn neben der anregenden Vielfalt der Beiträge verdeutlichen diese hin und wieder auch, wie eine elaborierte Politikgeschichte der Liebe geschrieben werden kann: Diese sollte Liebe gleichermaßen als Explanandum wie als Explanans in den Blick nehmen, das heißt als Spielball der Politik wie als politische Kraft – also als ein kulturell konstruiertes, flüchtiges und schwer zu kalkulierendes, aber gerade deshalb mächtiges Gefühl.

Dabei wäre es freilich wünschenswert, (post-)koloniale Asymmetrien mit Ungleichheiten innerhalb Europas zu verknüpfen. Nicht nur an den kontinentalen Grenzen avancierte Liebesfähigkeit zu einem symbolischen Kapital, das sich wirkungsvoll entziehen ließ. Im viktorianischen England etwa sprachen männliche Eliten weiblichen Prostituierten die Fähigkeit zur Liebe ab und unterschieden sie damit von den ‚respectable women‘.³ Zugleich ist es ein bekannter Befund der frühen Frauenforschung, dass aufklärerische Eliten Frauen erfolgreich an die Familie banden und auf deren Wirkungsbereich reduzierten, indem sie ihnen eine natürliche Liebesdisposition zuordneten.⁴ Die Zuschreibung von Liebe kann also sowohl der symbolischen Aufwertung wie der Einhegung dienen – und neben der Flüchtigkeit ist es wohl diese Ambivalenz, die Liebe so mächtig macht.

Nina Verheyen, Köln

3 Punktuelle Hinweise bei Lynda Nead, *Myths of Sexuality. Representations of Women in Victorian Britain*, Oxford 1988.

4 Besonders einflussreich für die Diskussion war Elisabeth Badinter, *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, Frankfurt a. M. u. a. 1983.